

Tellenbach

GERD TELLENBACH

Gedanken über historische Forschung in „Trivialbereichen“

Sonderdruck aus SAECULUM XXX, Heft 2-3 (1979)
Verlag Karl Alber Freiburg/München

a 149629

Gedanken über historische Forschung in „Trivialbereichen“

Von
GERD TELLENBACH
Freiburg i. Br.

In seinem Beitrag zu der bekannten „Team Prognose“ für das 198. Jahrzehnt bemerkt Carl Friedrich von Weizsäcker: „Man kann freilich den Geisteswissenschaften den Vorwurf nicht ersparen, daß sie ihre Rolle für unser Bewußtsein nicht immer gut spielen.“¹ Ihre Überwältigung durch das Wissenschaftsideal der Naturwissenschaft habe eine unglückliche Wirkung. Unter ihrem Einfluß „hat die Forschung in Trivialbereichen, die dort unentbehrlich für die Forschung sind, für die Geisteswissenschaft, die nicht denselben Begriff von Fortschritt haben kann, ein ungebührliches Gewicht bekommen“.

Zu fragen ist dabei vorab und immer weiter, was unter „Trivialbereichen“ eigentlich zu verstehen ist. Die sich am trivium begegnen, pflegen über das Wetter zu reden, über die Gesundheit des Gesprächspartners, über sein Woher und Wohin, über neuere Ereignisse, in meist abgedroschenen Redensarten über immer das gleiche. „Forschung in Trivialbereichen“ soll also wohl heißen, daß ihre Gegenstände im wesentlichen allbekannt, mindestens ihre Fragestellungen nicht neu sind. Man vermutet etwa, daß ein gewisser Stoff krebserregend ist. Nun wird serienmäßig die Wirkung verschiedener Quantitäten dieser Materie auf ein gewisses Versuchstier erforscht. Dies mag als trivial im genannten Sinn gemeint sein. Aber Naturwissenschaft ist auch auf solche Forschungen für ihren Fortschritt angewiesen. Doch was entspricht dem in den Geisteswissenschaften? Vielleicht Themenkreise, für die Fragestellungen und Forschungsmethoden schon ausgearbeitet sind und auf immer weitere Teilbereiche angewandt werden wie etwa die mittelalterlichen Zünfte, deren soziales, wirtschaftliches, rechtliches Bild schon ziemlich bekannt zu sein scheint, die dann mit mühseligen Archivstudien für einzelne Städte nach einem bestimmten Schema untersucht werden, weiter etwa die amerikanische Kleingruppenforschung oder das Verhalten von Arbeitern, Bauern, Klein- und Großbürgern, Katholiken und Protestanten im Dritten Reich in gewissen Orten oder Regionen. Nur ist hier der prinzipielle Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften nicht recht einzusehen. Hier wie dort kann ein begabter Kopf sich über die Trivialität jederzeit erheben, in den Geisteswissenschaften dank ihrer loserer Organisiertheit sogar leichter. Gerade ihrer strafferen Organisation wegen ist wohl in den Naturwissenschaften dagegen das Eingehen in einen Fortschritt eher gewährleistet, während die geisteswissenschaftliche „Trivialforschung“, obzwar eigentlich im gleichen Sinn unentbehrlich, eher zusammenhanglos und bis auf nicht absehbare Zeit ungenutzt bleibt. Das Überhandnehmen solcher vagierenden Einzelforschung mag v. Weizsäcker meinen. Auf die Frage der Art des Fortschritts in geisteswissenschaftlicher Detailforschung einerseits und große Konzeptionen entwerfender Forschung andererseits wird noch zurückzukommen sein.

Hans Georg Gadamer hatte einige Jahre vorher noch herbere Kritik geübt: „methodische Sterilität, d. h. Anwendung von Methodik auf etwas Nicht-Wissenwürdiges, auf etwas, was gar nicht aus einer echten Fragestellung heraus zum Gegenstand von Forschung gemacht wird“². Das Extrem dieses Standpunktes, den er an einer von ihm erfundenen Antwort „des Historikers“ erläutert hatte, würde dem ähneln, „was es in gewissen groß-

¹ Hrsg. u. eingel. v. C. Grossner, H.-H. Münchmeyer, A. Oetker, C. F. v. Weizsäcker, 14.–20. T. (Hamburg 1970) S. 506 f.

² Die Universalität des hermeneutischen Problems, Kleine Schriften 1 (Tübingen 1967) S. 108.

industriellen Forschungseinrichtungen gibt, so vor allem in Amerika und Rußland, ich meine den sog. Seriengroßversuch, in dem man die Materien, mit denen man zu tun hat, ohne Rücksicht auf Verluste und Kosten einfach durchmißt, mit der Chance, daß schließlich einmal unter Tausenden von Messungen eine Messung einen interessanten Befund ergibt, d. h. sich als Antwort auf eine Frage erweist, von der aus man weiterkommt. Kein Zweifel, daß die moderne Forschung auch in den Geisteswissenschaften in gewissem Umfang so arbeitet.“ Und weiter: „Ist das ein Ideal, daß von tausend Historikern ungezählte Forschungsvorhaben, d. h. also Feststellung von Zusammenhängen erwartet werden, damit der 1001. Historiker etwas bemerkt, was interessant ist? Gewiß zeichne ich damit eine Karikatur echter Forschung. Aber wie in jeder Karikatur, ist auch in dieser Wahrheit.“

Man braucht dies nicht zu bestreiten, aber entscheidend ist, daß sowohl geisteswissenschaftliche Forschungen wie jene naturwissenschaftlichen und medizinischen Seriengroßversuche nie ohne irgendeine Fragestellung angesetzt sind und die Frage sich niemals aus dem Hineingreifen ins Ungefähr erst ergäbe. Das schließt nicht aus, daß sich bei der Durchführung natur- wie geisteswissenschaftlicher Forschung neue Fragen stellen, an die man anfänglich nicht gedacht hatte, und die sogar bedeutsamer werden können als die am Ausgangspunkt gestellten. Bei der Ehrenpromotion von Gerhard Domagk durch die damals noch einheitliche philosophische und naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Münster, der ich angehörte, wurde von den zuständigen Kollegen mitgeteilt, die Erfindung des Prontosils beruhe auf Versuchen mit 12 000 Stoffen. Man hat genau gewußt, was man suchte, und es nicht erst durch Zufall gefunden, und bei jenen 1 000 Historikern, die ja nicht als Team organisiert sind, handelt es sich um eine ganz andere Art von Kooperation, wie zu zeigen sein wird³. Fragestellungen fehlen bei Forschungen, die diesen Namen überhaupt verdienen, niemals, aber diese können sich als falsch und unergiebig erweisen. Der Biochemiker Hans Adolf Krebs, Oxford, sprach im Herbst 1973 in einem Vortrag über „Soziologische Probleme der wissenschaftlichen Forschung“ darüber mit Gelassenheit⁴. Er schätzte Forschungen, die wegen mangelhafter Fragestellung oder Durchführung in seinem Fachgebiet mißlingen, auf etwa 30 Prozent. Das sei, meinte er, nicht schlimm, wenn die übrigen teilweise oder ganz zu guten, weiterführenden und gelegentlich zu ganz neuen Ergebnissen kämen. Ebenso überlegen referierte er von amerikanischen Statistiken, zu denen er nicht Stellung nahm, nach denen 50 Prozent der wichtigen Forschungsergebnisse in einer naturwissenschaftlichen Disziplin von 10 Prozent der Forscher stammten, weitere 50 Prozent von den übrigen 90 Prozent. Wichtig daran ist allgemein die Erfahrung, daß wissenschaftliche Forschung überhaupt ein aufwendiges Unternehmen der Gesellschaft ist, bei dem es ohne Verluste nicht abgeht, und Fähigkeit und Glück der Forscher verschieden sind. Jede Minute, die von Bürokraten oder Statistikern an die Ermittlung von „Effizienz“ der Forschung gewandt wird, ist daher verloren.

Weizsäcker und Gadamer sind bekannt durch ihre Sympathie für die historischen Wissenschaften und durch ihre Urteilsfähigkeit über sie. Wenige der lebenden Philosophen sind in ihren Werken für den praktischen Historiker so hilfreich wie gerade Gadamer. Schon deshalb ist eine Apologie der historischen Forschungen in „Trivialbereichen“ hier weniger beabsichtigt, als ein Nachdenken über Detailforschung, über deren Schwächen, aber auch deren nicht zu entbehrende geistig-menschliche Funktion, vor allem aber darüber, wie Detailforschung nicht nur durch stets erhoffte Synthese fruchtbar gemacht, sondern manchmal durch produktives Zugreifen sogar in plötzlicher Wendung Licht für univernale Fragestellungen gewinnen helfen kann.

*

³ Vgl. u. S. 222, bei Anm. 18.

⁴ Gehalten vor der Freiburger Wissenschaftl. Gesellschaft am 22. November 1973.

Die genannten Philosophen monieren nicht etwa, daß in den historischen Forschungen die Fragestellungen und Lösungen häufiger falsch seien als in anderen Wissenschaften, sondern daß sie im Verhältnis zu den aus eigenem Denken stammenden und umsichtig angesetzten Fragen und für das individuelle und soziale Leben wichtigen Bedürfnissen oft zufällig motiviert, planlos durchgeführt seien und nicht recht wissenschaftlichen Gegenständen gälten.

Nun ist jeder im 20. Jh. lebende Historiker gleichfalls zunehmend bedrängt von der ungeheuren Fülle von Publikationen, die überwiegend kleinen und kleinsten Problemen gewidmet sind, die in größere Zusammenhänge nicht oder unzureichend eingeordnet werden. Wie in den anderen Wissenschaften ist die Spezialisierung äußerst weit getrieben, das Forschungsfeld in kleine und sogar winzige Parzellen eingeteilt, wobei das Schlimme ist, daß die Autoren z. T. selbst versäumen, sich und ihren Lesern klarzumachen, wo auf dem Rasterfeld des Ganzen ihr Gebietchen sich befindet. Aber allein die Fülle der Publikationen macht es von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwerer möglich, die Literatur sogar für die eigenen Fragestellungen zu bewältigen. Bei der Inflation von Konferenzen, Tagungen, Arbeitsbesprechungen über spezielle Themenkreise können die Referenten von Glück sagen, wenn sie zwei oder drei Teilnehmer finden, die wirklich über ihr Thema mitdiskutieren können, und nicht bloß eine höfliche „Frage“ anbringen. Wenn man den Veranstaltungskalender der Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen durchsieht, kann man ebenso in panische Stimmung geraten wie bei dem Blättern in Rezensionen- und Anzeigeteilen der Zeitschriften. Die Sonderdrucke häufen sich ungelesen und flüchtig oder gar nicht beantwortet, weil in vielen Fällen die Zeit zur Lektüre nur reicht für Publikationen aus dem eigenen Arbeitsgebiet oder von wirklich überdurchschnittlicher und eingreifender allgemeiner Bedeutung.

Für jeden, der in einem Forschungsgebiet mit etwas weiteren Horizonten lebt, ist das Fehlen eines modernen Informationswesens in den Geschichtswissenschaften unerträglich. Es ist einer der Gründe, weshalb die Ergebnisse der Detailforschung weitgehend ungenutzt bleiben, ein Symptom eines bedenklichen Mangels an wissenschaftlicher Kooperation. Ein Beispiel: In einer Untersuchung darüber, was ausländische Besucher vom 8. bis 12. Jh. in Rom sahen, was nicht, also einer Fallstudie für die Apperzeptionsfähigkeit der abendländischen Menschen in jener Zeit, die auch zum Vergleich mit anderen Perioden anregt, wird u. v. a. erwähnt, daß der sog. Anonymus von York (um 1100), beinahe der einzige, der den Primat Petri im hohen Mittelalter grundsätzlich bestritt, behauptet, daß Petrus zur Linken, Paulus zur Rechten des Erlösers stehe, wo die maiestas Christi in Rom abgebildet werde⁵. Der Nachrichtenteil des Deutschen Archivs, bibliographisch der einzige Trost des deutschen Mediaevisten, bringt über die ganze Studie 8½ Zeilen, außer Rom keinen einzigen Namen, so daß auch vom Register her der Theologe, Kunsthistoriker und Historiker weder einen Zugang zu dieser Beobachtung jenes höchst merkwürdigen normannischen Geistlichen der Zeit um 1100 noch zu irgendeinem anderen Ergebnis der Studie bringt⁶.

Die Geschichtswissenschaft ist bisher nicht imstande gewesen, auch nur durch einen technischen Informationsapparat die Trivial- und Detailforschung aus ihrer unfruchtbaren Vereinzelung wenigstens äußerlich herauszuführen. Warum gibt es nicht eine bibliographische Zentrale, der jeder Autor wichtigste Schlagworte zu seiner Publikation mitliefert, die elektronisch gespeichert, telephonisch oder brieflich abgerufen werden können?

Mit einem solchen Vorschlag, den nur Fachleute zu konkretisieren vermögen, soll aber nicht von dem geistigen Grundproblem des unbestreitbaren Überhandnehmens der Trivial-

⁵ G. Tellenbach, Die Stadt Rom in der Sicht ausländischer Zeitgenossen (800–1200), in: Saeculum 24 (1973) S. 8 f.

⁶ DA 30 (1974) S. 624.

und Detailforschung und der unzureichenden Kooperation abgelenkt werden. Um ihm näherzukommen, mag über seine Ursachen nachgedacht werden.

*

Die Methoden wissenschaftlicher Beschäftigung mit Geschichte sind, nicht erst seit dem 19. Jh., sondern mindestens seit Beginn der Neuzeit, immer feiner und komplizierter geworden. Das Streben nach Erkenntnis der irdischen Welt seit dem späten Mittelalter führte zu einer wachsenden Schätzung von Wissen über sie. Sie ist der eigentliche Promotor der Entwicklung von Methoden des Erkennens auf allen Gebieten. Denn mit der Übernahme des vorliegenden Bestandes von Wissen steigert sich der Zweifel an seiner Haltbarkeit. So gehören Wissen und Kritik zusammen, beider Wachstum ist eine Einheit. Das zunehmende Gewicht der Methode des Erkennens ist weniger auf den Einfluß der Naturwissenschaften zurückzuführen als v. Weizsäcker meint, sondern stammt aus demselben Wurzelgrund wie bei ihnen. Das *discrimen veri et falsi* ist geleitet von dem Streben, die Sache zu ergreifen, von Angst vor Selbsttäuschung, Irreführung durch herkömmliche Lehren und vor vergänglichen Illusionen. Nur die stufenweise Erkenntnis eines Gegenstandes ermöglicht die Schaffung eines ihm angemessenen methodischen Instrumentariums, nur mit diesem läßt sich Erkenntnis gewinnen.

Aus den immer höheren Ansprüchen an methodisches Können und an die für Gewinnung neuer Ergebnisse erforderlichen Vorkenntnisse erwächst der Zwang zur Spezialisierung. Das Polyhistorentum ist zu bewundern, aber mit der modernen strengen Wissenschaftlichkeit nicht zu vereinigen. Noch immer wird der Spezialist dem Polyhistor gern zuhören und sich von ihm anregen lassen. Auf seinem Weg kann er ihm nicht folgen, sondern muß darein resignieren, für sein Fachgebiet, groß oder klein, verantwortlich urteilen zu können. Es ist ganz abwegig, von Ausweichen in positivistisch-dokumentationsorientierten Betrieb zu sprechen. Es gibt vielmehr ein Ethos des Spezialistentums, nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in anderen Bereichen, eine Gesinnung, die auch im sozialen, arbeits- und funktionsteiligen Ganzen eine unentbehrliche Ingredienz ist. Wehe einer Gesellschaft ohne Menschen, die sich mit aller Anstrengung um ein höchstes Maß von Sachkenntnis bemühen, selbst um den Preis einer den eigenen Kräften entsprechenden Selbstbeschränkung. Es ist allgemein menschlich, daß jeder mit dem Maß der ihm zugeteilten Kräfte auskommen muß. P. Kehr äußerte in seinem Alter über einen seiner zeitweiligen Mitarbeiter: „Er wuchert mit seinen Grammen.“ Es war nur halb abschätzig gemeint, und wirklich, was kann man mehr verlangen, als daß einer wuchert, sei es mit Pfunden oder Grammen? Kehr, der sich gelegentlich in persönlichen Briefen oder Postkarten als „Ihr alter philosophus“ unterzeichnete, konnte auch sagen: „Für seine Begabung kann keiner was.“ Und von Art und Maß der Begabung hängt eben guten Teils die Enge oder Weite des Wirkungsfeldes und der Horizonte ab, nicht nur bei Historikern.

Es gehört vor allem bei dem modernen Stand des Wissens und der je nach der Sache hochspezialisierten Forschungsmethode viel dazu, eigene Fragen zu stellen und den Gegenstand der Forschung selbst auszuwählen. Anfängern werden Aufgaben natürlich meist von einem erfahrenen Forscher gestellt, der – im günstigen Fall – mit eigenen echten Fragen lebt und zu beurteilen vermag, was im Zuge des Lernens der Methode erreichbar ist. Heteronom sind ferner die Wahl eines Gegenstandes nach der jeweiligen Konjunktur und Mode, das Einspringen in die sog. „Forschungslücke“, die Erwägung, was im „Fach“ interessieren könnte, Angebote von Verlegern, Aufforderung, an Festschriften oder Jubiläumsausstellungen mitzuarbeiten oder terminierte Vorträge zu halten, schließlich natürlich die Übernahme eines Auftrages, der den Broterwerb sichert. In allen diesen Fällen können die Ergebnisse weit mehr als beschränkt, unselbständig, trivial sein. In fünf Festschriftenbei-

trägen kann von einem Autor ein zusammenhängendes Thema behandelt werden, aber oft wird auch mühsam ein kleines Thema für den meist festgesetzten Umfang gesucht und eilig publiziert, ohne die auch hier möglichen allgemeineren Ergebnisse gewonnen zu haben. Doch auch bei heteronomen Anfangsimpulsen kann sich eigenes Fragen entfalten und sich früher oder später das Empfinden der Notwendigkeit einstellen, ein als eigenes, ja als persönliches aufgefaßtes Problem für sich und andere lösen zu müssen. So ergeben sich aus anfänglich heteronomen Unternehmungen Resultate, die von trivialer Routine bis zu höchst originellen, weiterführenden Forschungen reichen, von Arbeiten, die in der Enge ihrer Spezialisiertheit verbleiben, bis zu solchen, die den Zusammenhang mit größeren Themenkreisen herstellen und sogar über theoretische Geltung hinaus praktische Wirkungen erreichen. Man kennt ja auch aus der Geschichte der Malerei, neben Werken, die als Serienproduktion erkennbar sind, also etwa „Oberdeutsch 15. Jahrhundert“, solche, die wenigstens den Stil einer Schule zeigen, und dann die unverwechselbaren Werke, ob man nun den Namen des Meisters kennt oder nicht.

✱

Gadamer hatte aber methodische Sterilität bemängelt, wo „etwas, was gar nicht aus einer echten Fragestellung heraus stammt, zum Gegenstand von Forschung gemacht wird“. Was echte Fragestellung sei, läßt er allerdings in diesem Zusammenhang im vagen. Er sagt nur, daß dafür nicht bloß methodisches Können, sondern auch Phantasie gehöre: „Phantasie steht in hermeneutischer Funktion und dient dem Sinn für das Fragwürdige, dem Freilegenkönnen von wirklich produktiven Fragen, was im allgemeinen nur dem gelingt, der alle Methoden seiner Wissenschaft beherrscht.“

Das Nachdenken über die produktive Frage führt zu den Motivationen historischen Forschens überhaupt. Eine von ihnen ist bare antiquarische Lust am Sammeln. Paul Kehr sogar konnte sagen, es sei reiner Zufall, daß sein Sammeltrieb sich auf Papsturkunden statt auf Teppiche oder Porzellan gerichtet habe. Ein Gefährte meiner frühesten historischen Studien ernüchterte mich, als er meinte, die historische Forschung erfreue ihn als eine Art von intellektueller Gymnastik. Niemand wird Freude am Sammeln und am intellektuellen Spiel verachten. Sie gehören zu würdigen Formen dessen, was man heute im Leben der Gesellschaft „Entlastung“ nennt. Beide können orientierungsarme Detailforschung ohne „echtes“ Fragen hervorbringen, doch auch große enzyklopädische und Sammelwerke, geordnete und gefilterte Zusammenfassungen des gegenwärtigen Bestandes von geschichtlichem Wissen und der noch offenen Diskussionen über ihn, die auch von produktiver Forschung nicht entbehrt werden können. Doch sowohl Kehr wie mein erwähnter Jugendgefährte, der ein bedeutender Historiker wurde, taten sich selbst Unrecht. Der alte Kehr sprach wohl bewußt selbstironisch. Hatte er doch schon mit einem Gelehrtenteam eines der grundlegenden monumentalen Quellenwerke unseres Jahrhunderts geschaffen, das auf Schritt und Tritt den Historiker mit eigenen, echten, umfassenden Fragestellungen versorgt⁷. Und seine Gespräche zeigten einen durchdringenden Blick für gegenwärtige Zustände und Menschen und eine seltene Kraft der Vergegenwärtigung vergangener, wenn er auch Papstgeschichte ebenso wie seine etwas jüngeren Zeitgenossen Johannes Haller und Erich Caspar bezeichnenderweise ohne eigentlichen Sensus für religionsgeschichtliche Phänomene trieb. Und der erwähnte Historiker wurde nicht bloß ein virtuoser Spezialist, sondern sein originelles Fragen betraf nachher Gegenstände, ob klein oder groß, deren allgemeinhistorische und allgemeinmenschliche Perspektiven miterfaßt wurden.

⁷ Von der Italia Pontificia lagen damals schon 8 Bände vor.

Man sieht also, wie schwer es ist, die Motivationen von Geschichtsforschung zu etikettieren und voneinander abzugrenzen. Das gilt auch für die Liebe zur Heimat, für das Streben, die Vorfahren zu verzeichnen oder gar kennenzulernen. Heimatgeschichte und Ahnenforschung haben von jeher in besonderem Maß zu Detailforschungen verschiedener Art und verschiedener Geltung geführt, zu trivialen, sich eintönig wiederholenden Beschreibungen, zu lebendigen, schriftstellerisch gekonnten Darstellungen, zu Werken, in denen sich die Umwelt, die großen sozialen, politischen und geistigen Bewegungen spiegeln. Percy Ernst Schramm etwa hat vermocht, „im Lichte der Schicksale einer Hamburger Bürgerfamilie (1648–1948) dreihundert Jahre deutscher ‚Kulturgeschichte‘“ darzustellen. Echte und aus eigenen Bedürfnissen gestellte Fragen bewegten ihn⁸. Doch ist nicht zu leugnen, daß gerade Regional- und Personengeschichte leicht in Trivialität und das Ergebnis beeinträchtigende Beschränktheit führen kann. Oft wird rasch zusammengegriffen, was an Nachrichten über einen Ort, eine Pfarrei, ein Kloster, einen Mann, eine Familie vorhanden ist, obwohl aus benachbarten Orten, Pfarreien und Klöstern der behandelten Zeit, aus dem Leben von Zeitgenossen oder ähnlichen Familiengeschichten sich Lücken hätten schließen lassen. Nur wo mit früheren oder späteren oder mit anderen Landschaften und Ländern vergleichend Andersartiges in den Blick gebracht wird, kann profiliert werden, was den Gegenstand der eigenen, gewollt begrenzten Forschung auszeichnet.

*

Wenn unter den Motivationen der Beschäftigung mit Geschichte hier der politische Wirkungswille, die pädagogische Absicht und das philosophische Denken, auch das ästhetische Bedürfnis, das Erhabene, Schreckliche und aufregend Bunte an der Geschichte zu betrachten und darzustellen, vorerst nicht berücksichtigt wurden, so deshalb, weil diese alle verhältnismäßig wenig auf die wissenschaftliche Gesicherheit ihrer Daten angewiesen sind und deshalb in geringerem Maß zu Spezialisierung und Auswahl kleiner und kleinster Teilgegenstände neigen, sondern sorgloser sich an die großen wagen. Und es sei hier auch weiter zunächst gefragt, wie die Ausbildung der historischen Methode auf Sammeltrieb, Lust am intellektuellen Spiel, Heimat- und Ahnenforschung zurückgewirkt haben mögen. Den beiden zuerst Genannten fehlt eigentlich die „echte Frage“, weshalb ihre Anpassung an die neue Methodik wohl leichter gelang; anders steht es bei der Regional- und Personengeschichte, die der unmittelbaren Erscheinung des Menschen und seines Lebensraumes gelten, sogar in der Regel dem, was dem Forscher und Autor selbst nahesteht. Nun ist wohl nicht zu verkennen, daß nicht schon im 19. und frühen 20., sondern erst im späteren 20. Jh. die damaligen Träger der Orts- und Landesgeschichte in gewissem Maß zurückgetreten sind. Dies mag z. T. daran liegen, daß mehr und mehr aus Gemeinden bürokratische Institutionen werden, die undurchschaubar und abstrakt werden, fast wie der Staat. Sicherlich kommt aber ein wissenschaftsgeschichtlicher Grund hinzu. Auch bei kleineren oder größeren Spezialarbeiten über Orts- und Landesgeschichte ist nämlich methodische Schulung kaum noch zu entbehren, und Regionalgeschichten hohen Ranges müssen allgemeine Probleme der Sozial-, Wirtschafts-, Geistesgeschichte, auch der großen politischen Geschichte, mitbearbeiten. Zum Teil ist daher dieser Bereich der Forschung, der sich besonders in Detailforschung auswirken muß, auf Fachleute und öffentliche Einrichtungen übergegangen. Mit

⁸ 2 Bände (Göttingen 1963 u. 1964). M. E. das eigenartigste und ausgereifteste unter den bedeutenden Werken Schramms. Vorbildlich in der Spontaneität eigenen Fragens und der Erfassung zugehöriger Horizonte Arnold Esch über seinen Urgroßvater: Pietismus und Frühindustrialisierung. Die Lebenserinnerungen des Mechanicus Arnold Volkenborn (1852), Nachr. d. Akademie d. Wissensch. i. Göttingen, philol.-hist. Kl. (1978) Nr. 3.

ihrem Spezialistentum verbinden diese aber oft Heimatliebe, da ihre Träger vielfach aus dem Lande stammen und es nicht nur erforschen, sondern als Heimat empfinden. Und diejenigen, die nicht professionell forschen, eignen sich umgekehrt aus Liebe zur Sache nach und nach ein oft erstaunliches methodisches Können an.

Doch bleibt auch von hier aus die allgemeinere Frage bedrängend, ob die methodisch immer anspruchsvollere Geschichtswissenschaft die lebendige Tradition, das Wissen oder das vermeintliche Wissen von der die Gegenwart tragenden und mitbestimmenden Vergangenheit entscheidend beeinträchtigt oder gar zerstört habe. Es ist die These des klugen, scharfsinnig sezierenden, aber konstruierenden und realitätsfernen Buches von Alfred Heuß „Verlust der Geschichte“⁹. „Die gegenwärtige Welt . . . wird im Durchschnitt von einem nahezu enthistorisierten oder ahistorischen Bewußtsein repräsentiert.“ Dies wird „als Ergebnis eines logischen Prozesses, nämlich dem der Zerstörung der Erinnerung durch die Geschichte als Wissenschaft, definiert“¹⁰. Heuß spricht von „dem paradoxen Sachverhalt, daß Geschichte als Wissenschaft, indem sie die Erinnerung vernichtet, sich zwar in der Negation an ihre Stelle setzt, aber positiv sie weder ist noch ihre Funktion ausübt“.

Das Schlagwort von der enthistorisierten und ahistorischen Gegenwart ist schon trivial geworden. Wie weit es richtig ist, wie weit seine Aussage an der Oberfläche bleibt und vielleicht tiefere Wandlungen verkennt, darüber muß die Zukunft entscheiden. Was „Geschichte als Erinnerung“ ist, erscheint ziemlich unklar. Daß es „Erinnerung“ ohne das Ethos der Wahrheit nicht gebe¹¹, ist gewiß richtig. Wer sich erinnert, glaubt, daß das Erinnernte stimmt, wer von ihr berichtet, will nicht lügen. Aber das Bedürfnis, das Erinnernte auch mit wissenschaftlichen Methoden zu sichern, ist gemeinhin nicht so sehr groß. Erinnerung ist nicht ein kritisch bewerkstelligter Rekonstruktionsversuch des Erinnernten bei einzelnen Menschen, nicht die Nachbildung des faktisch Geschehenen in der „Kollektiverinnerung“, der „Tradition“. Wenn man wissen will, was Wahrheit von Erinnerung ist, muß man am besten große Dichter fragen. Die Wahrheit von Honig sind weder Blütenstaub und Nektar noch der arbeitsame Flug der sie sich einverleibenden Biene, sondern eben der Honig, also etwas Verwandertes.

Trotz grundsätzlichen Wahrheitswillens kann dabei der sich Erinnernde leicht Wesentliches vergessen oder mißverstanden haben. Aber an das Wenigste von bewußter Geschichte kann sich der je Lebende „erinnern“. Hier ist wohl bei Heuß Erinnerung mit Tradition verwechselt. Aber weder Erinnerung noch Tradition wird von der Geschichtswissenschaft, wie er meint, gestiftet. Von ihr können sie nur bewahrt oder vernachlässigt werden. Die Macht der Geschichtswissenschaft ist weit überschätzt, wenn man ihr zutraut, sie habe die Bilder der Geschichte, die früher das Bewußtsein erfüllten, zerstören können.

Aber was hat es überhaupt mit der „Verwissenschaftlichung der modernen Welt“ auf sich? Angeblich beherrscht Wissenschaft uns, wo „nicht einmal ein Analphabet vor ihr sicher ist“ (R. Musil)¹². Doch was beherrscht sie eigentlich? Vor allem die Apparate der Technik im weitesten Sinn, der Produktion und Sicherung materieller Bedürfnisse und Genüsse, weitgehend auch der äußeren Organisierung menschlichen Zusammenlebens und -wirkens in Wirtschaft, Verwaltung, Verkehr und Information, teilweise die Gesundheitsfürsorge und sogar bis zu einem gewissen Grade den Kampf des Arztes gegen Krankheit und Tod u. v. a., alles, ohne daß der gemeine Mann viel davon verstünde. Auch der allgemein menschliche Erkenntniswille bedient sich vielfach wissenschaftlicher Denkformen

⁹ Göttingen 1959.

¹⁰ S. 56 f.

¹¹ S. 55. Trotz mancher treffenden Bemerkung geht Heuß m. E. am Wesen von „Erinnern, Erinnerung“ vorbei. In anderem Zusammenhang hoffe ich, darauf zurückkommen zu können.

¹² Der Mann ohne Eigenschaften, 17.–22. Tausend (Hamburg 1958) S. 309.

und Methoden. Aber Entscheidungen aller Art beruhen primär nicht auf Wissenschaft oder ihrem Prinzip, der transsubjektiven ratio, weder in der Politik, der Sozialordnung, dem religiösen Verhalten, der Bildung noch der Bewahrung oder Ablehnung ethischer Wertvorstellungen, der Anerkennung oder Verwerfung ästhetischer Urteile.

Und so ist auch die Geschichtswissenschaft nur eine der Kräfte, von denen geschichtliches Bewußtsein beeinflußt oder mitgeschaffen wird, sogar sicherlich nicht die stärkste. Man wird die Frage nach ihrer Wirkung differenzierend und ohne vorgängige Ansprüche beurteilen müssen. Jedenfalls stand es nicht in ihrer Möglichkeit, Geschichte „als Erinnerung“ oder besser als Tradition „zu vernichten“. Es waren nur wenige meiner Gymnasiallehrer, die von Geschichtswissenschaft wirklich bestimmt waren. Sie hatten zu Haus noch oft Schlossers oder Webers Weltgeschichte, oder sie lebten in den Geschichtsanschauungen der Presseorgane der parlamentarischen Mitte. Bei meinen kurzen militärischen Übungen kam ich ins Gespräch mit Kreisen, die mir sonst fernstanden: Assistenten von Technischen Hochschulen oder medizinischen Kliniken, Angehörigen der verschiedensten Berufe mit Volksschulbildung. Das geschichtliche Denken war noch weitgehend von der Vulgäraufklärung des 18. Jahrhunderts bestimmt.

Aber noch betroffener macht die unkritische Befangenheit im „kollektiven Gedächtnis“, im Traditionellen, gerade auch bei Meistern der philologisch-historischen Methode; sobald man sich nicht mit Spezialfragen virtuos beschäftigt, ist Geschichte als Wissenschaft oft schnell vergessen. Ganz in der Tradition der eigenen Zeit befangen ist in den Augen eines berühmten und verdienten Historikers etwa jeder auch im 9. Jh. ein verkommener Mensch, der sich gegen einen „legitimen“ König erhebt, es sei denn, er hätte Erfolg gehabt¹³. Nein, Geschichte als präzente Tradition und Geschichte als Wissenschaft haben oft genug in derselben Person Raum, und Geschichte als Wissenschaft hat im Ganzen noch lange nicht Geschichte als Konvention, Tradition oder „Erinnerung“ vernichtet. Beide haben unausgeglichen nebeneinander existiert und tun es noch. Und wenn im 20. Jh. – bis auf weiteres! – wirklich das Geschichtsbewußtsein mindestens sehr verwandelt ist, hat das andere Gründe, über die hier nicht gesprochen werden kann. Daß es zwischen Wissenschaft und Geschichte gerade in der Partikularforschung auf dem Gebiet der Heimatgeschichte und der Ahnengeschichte verhältnismäßig wenig zu tieferen Spannungen gekommen ist, mag daran liegen, daß es sich bei ihnen um menschliche Bereiche und Bedürfnisse von sehr langer Dauer (*trés longue durée*) handelt.

*

C. F. v. Weizsäcker begründete, wie wir sahen, die Meinung, die Forschung in Trivialbereichen habe für die Geisteswissenschaften ein ungebührliches Gewicht bekommen, mit der Feststellung, sie könne nicht denselben Begriff von Fortschritt haben wie die Naturwissenschaften. Der Behauptung, daß Fortschritt etwas anderes in Naturwissenschaften bedeute als in Geisteswissenschaften, kann man mit Vorbehalten zustimmen. Daß sich die Erforschung von Einzelem zu derjenigen „großer“ Gegenstände oder gar des Ganzen hier anders verhält wie dort, ist jedoch überzeugend.

Zunächst muß überlegt werden, was denn Fortschritt in den Wissenschaften überhaupt bedeutet. Gewiß die Erlangung eines größeren Maßes von gesicherter, unbestrittener und unbestreitbarer Erkenntnis. Das gilt für alle Disziplinen. Fortschritt in Naturwissen-

¹³ Vgl. künftig die Bemerkungen über Ernst Dümmler in meinen Untersuchungen „Die geistigen und politischen Grundlagen der karolingischen Thronfolge“. Zugleich eine Studie über kollektive Willensbildung und kollektives Handeln im neunten Jahrhundert, Frühmittelalterliche Studien 13 (1979).

schaften beruht immer auf Übereinstimmung einer neuen Theorie oder eines neuen Modells mit sämtlichen empirisch und experimentell gewonnenen Einzelerkenntnissen. Ergeben sich Einzelerkenntnisse, die der Vorstellung von einem großen Gebiet widersprechen, muß dort eine Auskunft gefunden werden, worüber zu reden außerhalb unserer Kompetenz liegt. Der Vollständigkeit halber sei noch angefügt, daß auch der Fortschritt der Naturwissenschaften kein isolierter, automatischer Prozeß ist, er vielmehr, besonders bei der Auswahl der Forschungsbereiche und der Akzentuierung seiner Anstrengungen, geschichtlich mitbedingt ist. Doch kann man wohl daran festhalten, daß es in den Naturwissenschaften wirklich ein Fortschreiten im Ganzen gibt, ein Überholen gewisser zurückbleibender Erkenntnisstufen, aber keinen Rückschritt. Damit ist freilich noch nichts gesagt über das gegenseitige Verhältnis zwischen der wissenschaftlichen Naturerkenntnis und dem allgemein-menschlichen Bild von Natur.

Das alles ist in den Geisteswissenschaften ganz anders. Einen relativ gesicherten Bestand von Wissen gibt es dort nur im einzelnen. Das Prinzip der intersubjektiven Nachprüfbarkeit der Aussage gilt strenggenommen nur für „Trivialbereiche“, für Detailforschung und Editionen. Wenn die beste Handschrift eines Textes, die Lebenszeit eines Herrschers, die Einwohnerzahl einer Stadt, der Gebrauch eines landwirtschaftlichen Gerätes in einer bestimmten Zeit und in einem umschriebenen Raum, der Wechsel von Wahlergebnissen zu einem Parlament in einer angegebenen Periode mit ausreichend vorhandenen Dokumenten nachgewiesen ist und das Ergebnis in einer gewissen Phase der Kritik standgehalten hat, so gehört das alles und Entsprechendes zum gesicherten Bestand geschichtlichen Wissens. Und wenn dieser auch von Generation zu Generation immer wieder nachzuprüfen ist, werden sein Umfang und seine Gesicherheit im ganzen immer weiter vermehrt. An ihm ändert der Wechsel der Perspektiven nichts, selbst wenn die vermeintliche „Relevanz“ des einzelnen, die ja nicht von ihm selbst abhängt, zu- oder abnimmt. Hier also gibt es sicherlich etwas wie Fortschritt. Wenn man es abschätzig Faktenwissen nennt, charakterisiert man sich selbst. Denn für den produktiven Kopf treibt das „Faktum“ zum echten Ergreifen von Sachen und Zusammenhängen fort. Im wissenschaftlich gesicherten Faktum liegen bereits Möglichkeiten zu umfassenderen oder tieferen Einsichten, die ohne es nie erreichbar sind.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß die intersubjektive Sicherung und Nachprüfbarkeit immer schwieriger wird, je größer und je weniger trivial der erforschte Bereich wird und Synthese gewagt werden muß. Das Verhältnis von Einzelem und Ganzem ist anders als in den Naturwissenschaften, und Fehlleistungen kommen nicht so schnell an den Tag. Es war etwa vor wenigen Jahrzehnten noch möglich, daß gewisse Thesen über mittelalterliches Mönchtum auf Quellen aufgebaut wurden, obwohl methodisch noch gar keine Zugänge zu diesen gefunden waren. Trotzdem fand das ohne angemessene Sicherung der Quellengrundlagen zustande gekommene Werk lange Zeit Zustimmung und Nachfolge, obwohl früh auf den grundlegenden Mangel hingewiesen worden war. Oder wenn man falsch bestimmt, auf welchen historischen Voraussetzungen der Nationalsozialismus beruht, welche sozialen Schichten ihn trugen, geht nichts in die Luft, sondern man kann ad infinitum darüber diskutieren. Manchmal kommt es dann zu einem leidlichen consensus, aber nicht immer, und unerschütterlich ist er auch dann noch nicht. „Wissenschaftlich“ sind am ehesten sprachliche und Reallexica oder Handbücher, ferner Editionen, bei denen das Maß der Gesicherheit verhältnismäßig bestimmt angegeben werden kann. Wo die wesentlichen geschichtlichen Probleme behandelt werden, von kleinen Aufsätzen, großen Monographien bis zur Darstellung des geschichtlichen Verlaufs der das Leben erfüllenden Gemeinschaften und Institutionen und zur Weltgeschichte, müssen, mehr oder weniger bewußt, Zeitgebundenheiten und „erkenntnisleitende“ Interessen im Spiel sein, müssen Ungewißheiten riskiert werden. Man kann dies unvermeidlich und sogar lebensnotwendig

finden, wird aber zugeben müssen, daß Zeitgebundenheiten und Interessen Erkenntnis so gut richtig und produktiv leiten wie irreführen können. Deshalb ist fraglich, ob es abgesehen von der Detailforschung einen „Fortschritt“ in den historischen Wissenschaften gibt. Einst viel bewegende Bücher können überholt werden, wie in den Naturwissenschaften, aber sie können auch bloß vergessen sein und irgendwann zu neuer Wirksamkeit entdeckt werden. Menschliche Lebensformen und Denkweisen können unverständlich werden, die früher besser begriffen worden waren. In den Geisteswissenschaften vollziehen sich, was das verfügbare Wissen angeht, Hand in Hand miteinander Fortschritt und Rückschritt.

Es wäre sicher anregend, mehr auch auf Verluste zu achten, als es gemeinhin geschieht. Die sozialen Ordnungen, Vorstellungen und Wertungen beispielsweise sind im ganzen der Geschichtsforschung und -schreibung auch im 19. und früheren 20. Jh. beachtet worden, in der antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte vielleicht mehr als in der neuesten, die wissenschaftsgeschichtlich jünger ist und noch mehr mit der Sammlung und Ordnung der massenhaften Überlieferung beschäftigt und von vorübergehenden Stimmungen oder Urteilen mehr abgelenkt war. Dennoch ist nicht zu bezweifeln, daß die Aufmerksamkeit für kollektives Verhalten und kollektive Denkweisen, für die Organisationsformen und die Dynamik des sozialen Lebens im ganzen gewachsen ist. Gewiß ein Gewinn, soweit diese Einsichten sich nicht bloß an vorgegebene doktrinaire Schablonen anpassen oder gar von ihnen hervorgebracht werden. Dagegen ist vielfach die Sensibilität für Entfaltung und Wandlung der menschlichen Persönlichkeit zurückgegangen. Daß wir feststellen mußten, daß sich für Menschen des Mittelalters eigentlich Biographien nicht schreiben lassen, und was sich als solche präsentierte, günstigenfalls Geschichten der Lebenszeit der Titelträger waren, war nur möglich, weil wir aus anderen Perioden den Gegensatz kannten und eben wußten, was echte Biographien sein können. Das Fehlen von Bildern, Briefen, Reflexionen über Seelisches aus jener Zeit ist nicht eine bare Überlieferungslücke, sondern selbst ein Ausdruck des historisch besonderen Verhältnisses von Person und Gemeinschaft¹⁴. So ist in anderer Weise in neuerer Zeit das auswählende Interesse für das innere Leben einzelner Persönlichkeiten zurückgegangen. Ob dieses in der Gegenwart an sich flacher und uninteressanter geworden ist, mag dahingestellt sein. An „Quellen“ fehlt es für große historische Perioden jedenfalls nicht. Aber die Auffassung vom Menschen, die anthropologische Sichtweise, scheint sich tief zu verändern, ein in bekannten Jahrhundertdiagnosen oft behandelter Vorgang. Dies mag als beispielhaft dafür genügen, daß es in der Geschichtswissenschaft nicht einfach nur Fortschritte gibt, sondern daß außer mit Gewinnen mit Verlusten zu rechnen ist.

✧

Gadamer hatte, wie wir hörten, kritisiert, daß von Historikern großer methodischer Aufwand auf etwas Nicht-Wissenswürdiges gerichtet werde, daß 1 000 Historiker arbeiten in der Erwartung, daß der 1 001. „etwas bemerkt, was interessant ist“. Damit ist das sehr unbestimmte Wort interessant eingeführt, an dessen Stelle neuerdings das nicht weniger verwaschene relevant getreten ist. Relevare, relevatio heißt im Lateinischen in die Höhe heben, wieder leicht machen, die Aufschwebung, die Erleichterung. In der Brockhaus-Enzyklopädie von 1972 fehlt das Wort, französisch relever ist wiederaufrichten, im

¹⁴ Vgl. meinen Versuch „Zur Bedeutung der Personenforschung für die Erkenntnis des früheren Mittelalters“, Freiburger Universitätsreden, Nr. 25 (Freiburg i. Br. 1957) S. 7 f. Dieser Aufsatz ist inzwischen zu wirklich klaren Vorstellungen fortgeführt worden, in besonders grundsätzlicher, origineller und tiefgreifender Weise von Karl Schmid. Vgl. u. Anm. 22.

Italienischen findet man dagegen *rilevante* in der Bedeutung von *importante*, vielleicht schon unter angelsächsischem Einfluß, denn englisch *relevant* kann „erheblich, wichtig für“ heißen. *Relevant* gehört heute zu den vielen abgedroschenen Modewörtern, die über die Notwendigkeit hinwegheben, sich deutlich und präzise auszudrücken, wofür die deutsche Sprache genug Ausdrücke mit vielen Schattierungen und Nuancierungsmöglichkeiten hat: *relevant* ist einerseits das, was das Wesen einer Sache oder Person angeht, betrifft, berührt, was an ihnen erheblich, wichtig, bedeutsam, bezeichnend ist, andererseits das, was für den ihnen Begegnenden erheblich, wichtig, bedeutsam, nützlich oder schädlich wirksam, interessant ist.

Die Frage nach der „Relevanz“ bewegt mit Recht immer wieder den wissenschaftlichen Historiker sowie sein Publikum¹⁵. Für beide Seiten bedeutet sie Verschiedenes, und sie muß auseinandergelegt werden in die Fragen: was bewegt von der Geschichte die Forschung, was die Gesellschaft, und was ist an der Forschung für diese wichtig? Darauf gibt es nur vorläufige Antworten. Denn was in Zukunft mehr oder weniger *relevant* ist, können wir nicht wissen. Schon deshalb ist es hybride Voreiligkeit, Geschichte und Geschichtswissenschaft allein nach ihrer „Relevanz“ für heute zu beurteilen¹⁶.

Beim Historiker handelt es sich um die Entscheidung über seine Motivation, seinen Wirkungswillen und die Art der erstrebten, möglichen und ihm aufgegebenen Wirkung. Diesem Problem begegneten wir schon bei der Beschäftigung mit „erkenntnisleitenden Interessen“. Sie können Impulse für echte Forschung sein, sollen es sogar, wenn man sich nicht mit der kühlen, unbeteiligten Handhabung des wissenschaftlichen Instrumentariums zufriedengibt, die nur zu relativ begrenzten, wenn auch relativ sicheren und schon deshalb schätzbaren Ergebnissen führen kann. Um zu Erkenntnis zu kommen, müssen aber Vorurteile, Konventionen, als „Innovationen“ gepriesene kurzlebige Moden durchschaut und abgebaut, partikuläre und zeitgebundene Interessen relativiert, geläutert und sublimiert werden, nämlich gehoben ins Rationale und allgemein menschlich Gültige, so gut, wie es eben der Forscher und seine Zeit vermögen. Er gewinnt dazu die Fähigkeit durch vergleichenden Umgang mit Vergangenen, Fremdgewordenen, bei dem er sich auch der Relativität des Gegenwärtigen, bald gleichfalls Vergangenen, bewußter wird. Und indem ihm auferlegt ist, auch mit möglichen, von den seinigen verschiedenen, noch unbekanntem Interessen der Zukünftigen zu rechnen, wird er vorsichtiger, selbstkritischer, bescheidener verfahren.

Wie steht es aber mit der Wirkungsmöglichkeit des Historikers auf die gegenwärtige Welt, mit seinem Anteil an der Gestaltung der Zukunft? Haben die Historiker ihrer Gegenwart und der Zukunft praktisch Verwendbares aus ihren Erkenntnissen und Einsichten zu bieten? Berühmt ist Hegels Satz: „Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben.“¹⁷ Dabei ist zu beachten, daß Hegel nicht behauptet, die Geschichte biete keine Lehren – eine von ihnen formuliert er ja gerade in diesem Satz –, sondern daß Völker und Regierungen niemals nach ihnen gehandelt hätten. Man kann sogar einen erregenden Katalog von solchen Lehren aufstellen, die freilich kaum Regeln für nachahmendes Handeln sind, sondern eher grundsätzliche Erfahrungsregeln, bei denen es möglich ist, daß sie zwar nicht einzelne

¹⁵ Vgl. Th. Nipperdey, *Über Relevanz*, in: *Aus Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft*, Festschr. f. H. Herzfeld zum 80. Geburtstag (Berlin/New York 1972) S. 1–26, mit einer anderen Gliederung des Begriffes, S. 2 ff., auf die hier nicht eingegangen zu werden braucht.

¹⁶ Sehr treffend u. a., was Nipperdey S. 18 über „mediatisierte Zukunft“ sagt.

¹⁷ *Philosophie der Weltgeschichte*, 1. Band, hrsg. v. G. Lasson (Leipzig [unv. Abdr. v. 1917] 1944) S. 174.

Entscheidungen, aber Bewußtsein und Verhalten des Menschen beeinflussen können. Nur ein Beispiel: historische Übersicht läßt erfahren, daß unter den Herrschern und führenden Politikern „Staatsmänner“ nur ausnahmsweise vorkommen, also solche, die ihren Beruf als „Staatskunst“ wirklich auszuüben verstehen, mit klugem Kalkül bewußt erfaßte Ziele verfolgen, sich dabei durch gute oder böse Zufälle nicht ablenken lassen, die wirklich informiert sind, sich auf den Umgang mit Menschen verstehen und einen Instinkt für Machtgebrauch und seine Grenzen haben. Diese Einsicht, die aus der Geschichte zu gewinnen ist, macht nicht froh, aber sie hilft, sich ohne Aufgeregtheit in der Welt einzurichten, wie sie ist.

Die meisten unmittelbar zu befriedigenden Interessen von heute und morgen, die politischen, die wirtschaftlichen, technischen, sozialhygienischen, die der Information und Unterhaltung können ohne geschichtliche Exempel oder Theorien besser von den in diesen Bereichen praktisch Tätigen artikuliert und vertreten werden als von Historikern, die das schwere Gewicht des Archivs, d. h. wissenschaftliche Verantwortung für die Gewißheit ihrer Aussagen und Urteile, zu tragen haben. Was erwarten z. B. die meisten führenden Politiker von Geschichte? Was finden sie an ihr „relevant“? Nicht mehr Regeln für ihr Verhalten wie in früheren Zeiten, eher ausgewählte Argumente, die für den von ihnen tendierten politischen Kurs sprechen. Und diese werden oft recht unbekümmert um ihre historische Nachweisbarkeit eingesetzt – wie zu allen Zeiten. Noch besser können die Politiker aber eigentlich ohne sie auskommen. Einige wünschen sich gewiß privat eine Bereicherung ihres Weltbildes und Unterhaltung wie viele Menschen aller Schichten und Berufe. Abgesehen von Gutachten zu Fragen der Bildungspolitik und Vorträgen, mit denen festliche Veranstaltungen wie mit der Musik vorher und nachher garniert werden, braucht man den Historiker in der praktischen Politik also wenig. Für diesen selbst und seine Umgebung, offiziell oder privat, ist es oft ärgerlich, daß er, gefragt, so vieles nicht oder doch nicht sicher weiß, entweder weil die Dokumente fehlen oder spärlich sind, oder weil die Frage weit von seinem Spezialgebiet abliegt, und weil sogar, wenn er etwas weiß, er immer noch andere Seiten, Gründe, Wirkungen einer Sache oder eines Vorgangs sieht, über die sich der Fragende gerade mühsam eine sichere Vorstellung oder ein festes Urteil gebildet zu haben meinte, das der Befragte mit seinen Bedenklichkeiten erschüttert. Man braucht einfache Formeln, entschiedene Thesen, denen man zustimmen oder die man bestreiten kann. So ist es nicht erstaunlich, daß es nicht oder nur großzügig wissenschaftlich fundierte Geschichtswerke waren, von denen die Welt bewegt wurde wie in unserem Jahrhundert die von Oswald Spengler, Alfred Weber, Arnold Toynbee, Karl Jaspers. Daß ihre Wirkung etwas schneller vergeht als gut geschriebene Darlegungen wirklich erforschter Geschichte, mag ohne definitives Werturteil über beide Literaturgattungen wenigstens vermerkt werden.

*

Die Hilfe, die Geschichtsforschung hie und da einzelnen Menschen und Gruppen bieten kann, um sich in ihrer Welt zu orientieren, soll nicht gering geschätzt werden. Die Spannung zwischen „erkenntnisleitenden“ etablierten Weltbildern und sie immer wieder in Frage stellenden Bemühungen um die Wirklichkeitserkenntnis ist ein unentbehrliches, beide stimulierendes Element. Was aber ebensowohl die Aufgabe der Geschichtswissenschaft ausmacht, ist einfacher, weniger problematisch, vielleicht bescheidener: sie hat die gesamte Überlieferung aufzuspüren, zu übernehmen, zu ordnen, zugänglich zu machen, weiterzugeben. Man kann sie als Museum, als Archiv auffassen, die bekannte Einrichtungen der Gesellschaft in dieser Absicht sind. Die ganze Geschichtswissenschaft ist in neuerer Zeit mehr und mehr zu einer öffentlichen oder sozialen Veranstaltung geworden.

Überlieferung ist alles, was dazu dienen kann, über vergangene Menschen und ihre Lebensbereiche und Schicksale Aufschluß zu geben. Das Geschäft des Auswählens und Ordnen erfolgt notwendig unter den Horizonten gegenwärtigen Denkens und Strebens, noch bezeichnender für das Ethos der Geschichte als Wissenschaft ist jedoch der Gedanke daran, was von der immer nur teilweise begreifbaren Überlieferung für die Zukünftigen vielleicht noch interessant werden könnte. Noch stärker als die Dienstbereitschaft für die Gegenwärtigen und die Pietät gegenüber den Toten ist die Verpflichtung gegenüber den Zukünftigen. Daher das Mißtrauen von Historikern gegen zeitgebundene Doktrinen, ihre Pedanterie im Detail, die so störend bei der Umwechslung von Forschungsergebnissen in gängige Marktware ist, die Umständlichkeit, mit der sie ihre Ergebnisse immer belegen zu müssen glauben, was das große Publikum langweilt oder ihm gar die Erbauung am dramatischen, teils ergötzlichen, teils entsetzlichen Geschehen verdirbt.

Aber der Historiker fühlt sich in der Pflicht stehend gegenüber den Vergangenen, den Gegenwärtigen und Zukünftigen. Das Zeitgemäße setzt sich von selbst durch. Ihm speziell obliegt es, sich auch um das Unzeitgemäße zu kümmern. Aus dieser Verantwortung weist er die Gründe für seine Aussagen, Behauptungen und Vermutungen in den sog. Anmerkungen oder Fußnoten nach. Er rechnet damit, daß er den Vergangenen etwa Unrecht tun könnte und läßt sie daher selber möglichst zur Sprache kommen. Vielleicht werden sie von anderen einst besser verstanden als von ihm? Den Gegenwärtigen und Künftigen unterbreitet er seine Argumente, um das kritische Gespräch zu ermöglichen und damit zur Gewinnung intersubjektiv gültiger Erkenntnisse zu gelangen.

Dieses kritische Gespräch, das vielfach in den „Anmerkungen“ geführt wird, ist in den Geisteswissenschaften eine Weise der Kooperation, die sich in ihnen so viel schwerer institutionalisieren läßt als in den Naturwissenschaften. Es ist um so wichtiger geworden, nachdem echte Gelehrtenbriefwechsel selten geworden sind, und in Kongreßdebatten die Teilnehmer nach den Gesetzen der Massenpsychologie oft unter ihrem eigenen Niveau bleiben¹⁸. In diesem Zusammenhang muß die Rede sein von der Anlage einer modernen Edition. Sie ist so eingerichtet, daß sie jederzeit Verbesserungen möglich macht. Eine Textnote zeigt vielleicht dem Benutzer, daß er ein o statt eines a lesen darf, was erhebliche Konsequenzen haben kann, eine andere vielleicht, daß der Schreiber der Handschrift etwas getilgt oder mit einem anderen Gedanken angesetzt, daß er schreibend gar seinen Gedanken geändert hat. Im Sachkommentar gibt der Editor nach Möglichkeit Hilfen zum Verstehen, die aber ausschließlich gesicherte Angaben bringen und künftiger Forschung nicht vorgreifen dürfen. Eine Einleitung muß immer Auskunft geben über Entstehung und Überlieferung des Textes und über das, was man von den daran beteiligten Personen weiß. Bildung und Einstellung des edierten Autors verraten sich in Zitaten, gängigen Redensarten, im Stil und im Sprachschatz. Dies und vieles andere, was zu einer guten Edition gehört, ist Ausdruck einer Gesinnung der Achtung gegenüber dem Leser in Gegenwart und Zukunft. Was ihre Grenzen ausmacht, ist ihre Gebundenheit an das ihr eigene relativ hohe Maß von Sicherheit ihrer Aussagen, worauf ihre wissenschaftliche Dignität beruht. Deshalb vermeidet gerade historisch anspruchsvolle Edition, sich mit den stets riskanteren und kurzlebigeren historischen Untersuchungen oder gar Darstellungen zu vermischen.

Nach dem Gesagten macht es betroffen, daß Gadamer nach der Charakteristik der Seriengroßversuche und ähnlicher, nach ihm unzureichend gezielter Forschungen, beispielsweise bemerkt: „Man denke etwa an die großen Editionen und insbesondere an die immer perfekteren Indices.“¹⁹ Noch mehr überrascht es, daß sogar vorzügliche Fachhistoriker

¹⁸ Vgl. dazu o. S. 211, bei Anm. 3.

¹⁹ Wie Anm 2.

wie Heuß gelegentlich die Meinung äußern, „das Geschäft des Edierens“ trete auf dem Sektor der Geschichte als „Hilfsfunktion“ auf²⁰. Prüfen wir diese Äußerungen am Beispiel des Edierens von Briefen. Wie bei jeder Form von schriftlicher Überlieferung muß der Editor entscheiden, was dieser eine Brief, den er in Händen hat, eigentlich ist, eine persönliche schriftliche Äußerung von Mensch zu Mensch, oder eine Mitteilung, die über den Empfänger hinaus für einen beschränkten, einen größeren oder gar großen Leser- oder Hörerkreis bestimmt ist, die autoritativ gemeint, an Gesetzes Stelle oder Erläuterung eines Gesetzes, ein Lehrschreiben, eine Propagandaschrift oder ein Stück Literatur sein kann. In unserer Zeit ist mit Recht große Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Überlieferung von Briefen, auf Briefsammlungen zumal, gerichtet worden, auf den Sammler und seine Absichten, literarische, lehrhafte, politische, propagandistische und praktische (Gewinnung von Vorlagen für den Sammler als Schreiber von Briefen)²¹. Dieses wenige mag deutlich machen, daß der Editor von Briefen sogleich in historisch sehr „relevanten“ Bezügen denken muß, wenn er seine Aufgabe erfüllen soll, ja daß er in universalhistorischen oder historisch-anthropologischen Problembereichen steht, zu denen gewiß Art und Form schriftlicher Mitteilungen von Menschen zu Menschen stets gehören. Oder ein anderes Beispiel, das erst ganz neuerdings begreiflich geworden ist. Bis um die Mitte unseres Jahrhunderts ist eine breite hochmittelalterliche Überlieferung unverstanden geblieben, und abgesehen von ungewöhnlichen technischen Schwierigkeiten sind deshalb alle Versuche, sie befriedigend zu edieren, gescheitert: das gesamte abendländische Schrifttum aus dem Bereich des Gebetsgedenkens, das Lebende wie Tote umfaßt und, von der Forschung kaum ernstlich berücksichtigt, in breitester Überlieferung vorliegt. Erst als unter minutiöser, detaillierter Erforschung von Handschriften die religions- und sozialgeschichtliche Bedeutung dieser Zeit wesentlich mitbestimmenden Denkens und Handelns allmählich verständlich wurde, konnte an neuartige Editionen gedacht werden, zu denen die zum Glück sich entwickelnden Methoden der Informatik (EDV) in bahnbrechender Weise herangezogen wurden. Aber man sieht auch hier, wie Edition und historische Forschung mit „echten Fragen“ untrennbar verbunden sind²². Und dieses Fragen geht weiter. Schon ist beispielsweise das Gebet für die Toten in jener Zeit in vergleichendem Weiterdenken als Fall der menschlichen Totensorge überhaupt in unseren Horizont getreten²³.

Widersprochen werden muß ferner, wenn die immer „perfekteren Indices“ im Zusammenhang der ungezielten, nichtwissenswürdig geltenden Forschung genannt werden. Es sei sogleich zugegeben, daß sehr viele, vielleicht sogar die meisten „Indices“ weder perfekt noch „immer perfekter“ sind, sondern unzureichend. Aber nicht übertriebene Perfektion trennt sie von echter Forschung, sondern Mangelhaftigkeit. Aufgaben eines guten Index sind sichere Auswahl und Akzentuierung des Gewichtigen, Sichtbarmachung von personellen und sachlichen Bezügen, eine möglichst durchschaubare Anordnung, was alles

²⁰ S. 35.

²¹ Vgl. C. Erdmann, Studien zur Briefliteratur Deutschlands im elften Jahrhundert, Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichte (Monumenta Germaniae historica) 1 (Leipzig 1938) S. 1–15.

²² Hier sei nur von vielen grundlegenden Arbeiten zitiert die programmatische Schrift von K. Schmid und J. Wollasch, *Societas et Fraternitas. Begründung eines kommentierten Quellenwerkes zur Erforschung der Personen und Personengruppen des Mittelalters* (Berlin/New York 1975). Als erstes monumentales Ergebnis ist das fünfbandige Werk: *Die Klostersgemeinschaft von Fulda*, hrg. v. K. Schmid, im Erscheinen.

²³ O. G. Oexle, *Memoria und Memorialüberlieferung im Mittelalter, Frühmittelalterliche Studien* 10 (1976) S. 70 ff.

nur bei Durchdringung des Stoffes und Einsicht in seine historische „Relevanz“ in weitestem Sinne ausführbar ist.

✱

Die Möglichkeiten des Fachhistorikers als solchem, in die Gestaltung oder Veränderung der Welt einzugreifen und daran mitzuwirken, sind nicht allzu hoch einzuschätzen. Er mit seiner von der Sache her bedingten Gebundenheit ist auch nicht vorrangig befähigt, das jeweilige Weltbild, ohne das Menschen nicht leben können, schöpferisch mitzubestimmen. Eher übt er, von seiner Kenntnis des Vergangenen und von seiner spezifischen Verantwortung für die Zukunft her, eine bald anregende, bald störende Kritik. Das stabilste, ihm allein eigene Element seines Dienstes ist die umsichtige, möglichst bewußte, jedenfalls mit Verantwortungsgefühl und technischem Können besorgte Verwaltung, Ordnung und Deutung der Überlieferung, im idealen Fall das, was ein ideales Archiv oder ein ideales Museum tut. Im arbeits- und funktionsteiligen Leben der Gesellschaft obliegt ihm die Bemühung um die Solidarität jeder Gegenwart mit den Toten und den noch Ungeborenen. Gewiß, diese Funktion mag man bescheiden nennen. Und ob die Historiker sich dabei realistisch mit dem Ausführbaren mühten oder, optimistischer, nach mehr strebten, einer der ganz Großen der Weltgeschichte ist deshalb wohl nicht unter ihnen. Ob die äußere Welt gestaltende Männer der Tat wie Alexander, Dschingis Khan, Napoleon oder Stalin, ob Religionsstifter, ob die großen Dichter und Denker, von denen die Welt auf lange Perioden bestimmt, die Künstler, von denen sie geprägt wurde, indem sie das Vollkommenste schufen, was auf Erden möglich ist, mit ihnen allen sind Werk und Wirkung irgendeines Historikers nicht zu vergleichen.

Die Geschichtswissenschaft aber ist in all ihren Repräsentationen daran beteiligt, Erinnerung und Erzählung zu pflegen. Dies ist nicht ihr Monopol, aber sie hat eine ihr allein eigentümliche Weise, dies zu besorgen. Die urtümliche menschliche Eigenschaft, daß Menschen anderen Menschen von Menschen erzählen, seitdem es Sprache gibt, ist der Keim aller wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Historie, in kleinen und großen Bereichen. Sie weist auch auf das entscheidende Mittel ihrer Wirkungsmöglichkeiten hin.

Triviale Bereiche hat die Geschichte an sich überhaupt nicht. Nur Menschen können Bereiche der Geschichte trivial machen, indem sie nur längst Bekanntes an ihnen sehen und es mit gängigen, wenig sagenden Redensarten beschreiben. Auch Details schneidet nur der forschende Mensch aus den Zusammenhängen heraus. Er muß es, weil er das Ganze nicht fassen kann. Andererseits provoziert jede Detailforschung Erweiterung. Bleibt sie zusammenhanglos, kann auch die noch so exakt erforschte Einzelheit nicht nur uninteressant bleiben, sondern geradezu falsch gesehen werden. Es ist die größte Kunst des Forschers, trotz unvermeidlich auswählender Isolierungen die wesentlichen und zugehörigen Bezüge zu größeren Zusammenhängen wenigstens anzudeuten. Möglich ist dies bei beschränktesten Forschungen so gut wie bei umfassenden. Um wieder ein Beispiel zu geben: Bei der Untersuchung der Entstehungszeit von Dantes Monarchie könnte man sich damit zufriedengeben, wenn festgestellt wurde, wie Handschriftenstudien erhärteten, daß sie die *Divina Comedia* wirklich zitiert. Die dortigen Worte *sicut in Paradiso Comedie iam dixi* sind nicht, wie viele geglaubt haben, interpoliert, sondern authentisch. Also folgt die Monarchie der Komödie zeitlich sicher nach, und es ergibt sich, daß sie jedenfalls nach dem Tod Heinrichs VII. geschrieben ist. Weiterdenkend hat man mit Recht gefolgert, daß die Monarchie, die berühmteste mittelalterliche Schrift über die universale Weltordnung, mehr einen prinzipiellen Charakter hat und weniger als Propagandaschrift aufzufassen ist, was zu ihrer Entstehungszeit jedenfalls nicht mehr viel Sinn gehabt hätte. Als philosophisch-theologische Konzeption gehört sie in eigenartiger Weise in die Geschichte mittel-

alterlicher universaler Theorien, die damals längst angefochten waren und zur Neige gingen²⁴. Noch einmal erhebt sich die Vorstellung, die eigene Welt bilde das gottgewollte Zentrum der Menschheit, eine Vorstellung, deren Relativierung eine spezifisch abendländische Leistung ist und bald die anderen Teile der Welt in den Horizont des Abendlandes als Realitäten treten ließ, was eine Voraussetzung für die Entdeckungen und das Ausgreifen in die Welt wurde²⁵. Es ist, wie man sieht, möglich und eigentlich aufgegeben, von Details wie einer Handschriftenkollationierung und der Lösung einer Datierungsfrage zu größeren Zusammenhängen fortzuschreiten.

✱

Wenn wir fast allen zitierten Äußerungen v. Weizsäckers und Gadammers auch widersprechen mußten, so bedrückt uns mit ihnen die Fülle der isolierten und nur begrenzt „interessanten“ Forschungen im Bereich der Geschichte, deren Urheber es sich erlauben, auf einen mehr schöpferischen Geist zu warten, der irgendwann etwas aus ihnen machen soll. Von den verständlichen menschlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Bedingungen dieses Verhaltens war die Rede. Es muß zur Entlastung der Historiker hinzugefügt werden, daß keiner von uns immer und ganz trivial ist, keiner nie und gar nicht. Zwischen dem routinierten, mehr oder weniger angemessenen Anwenden unserer Methode, dem zufälligen, uns persönlich eigentlich nicht notwendigen Fragen, dem Aufhören, bevor das Forschen produktiv und für uns und andere wirklich interessant wird einerseits, und dem von echter, greifender, schöpferischer Frage geleiteten Streben, die Dinge erkennen und ins Leben ziehen zu wollen, andererseits, steht alles, was wir tun.

Im Grunde erheben sich über aller Geschichtsforschung, ob sie kleinen oder großen Bereichen gilt, Universalgeschichte und richtig verstandene historische Anthropologie, an die Oskar Köhler, dem diese Studie gewidmet ist, entschlossen und hartnäckig einen großen Teil seines Denkens und seines wissenschaftlichen Werkes gewandt hat. Die modernen Zweifel an der Möglichkeit einer Weltgeschichtsschreibung und der Faßbarkeit einer historischen Anthropologie lassen uns nicht unberührt. Dennoch bleiben sie mindestens als Hypothese letzten Endes unentbehrlich für alle historische Forschung, sogar noch für die in „Trivialbereichen“.

²⁴ F. Baethgen, Die Entstehungszeit von Dantes *Monarchia*, Sitzungsber. d. Münchener Akademie d. Wissensch., phil.-hist. Kl. (1966) 4. 5, S. 23 f.

²⁵ Vgl. vorläufig meine Andeutungen in dem Aufsatz „Zur Frühgeschichte abendländischer Reisebeschreibungen“, in: *Historia integra*. Festschr. f. E. Hassinger (Berlin 1977) S. 59 ff.